

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Manöverzeit

(E. Thöny)



„Wie lange hast denn Urlaub, Schorschel?“ — „Bis zum Wecken!“
„Na, und wer weckt uns nacha?“



Zum Busen der Natur

Wenn man schon ins Gebirge fährt, ist es unerlässlich, daß man eines Tages auf einen Berg steigt. Dieser Ausdruck „auf einen Berg steigen“ drückt meinen ganzen Mangel an montaner Sachkenntnis aus. Man „macht“ die Kogelkarstpe. Ich habe die Kogelkarstpe nicht gemacht, ich bin mal eben auf den Ribberg gestiegen, einen mittleren Berg für den Hausgebrauch, bei dessen Erwähnung einem richtigen Bergsteiger die Schamröte ins Gesicht steigt.

Natürlich habe ich mir einen Rucksack umgehängt, damit sich die Berge nicht bei meinem Anblick beleidigt fühlen. Ich weiß, was ich meiner Umwelt schuldig bin.

Zwar hätte ich auch auf den Berg fahren können, sehr bequem sogar, mit einem Raupenauto, aber mein Freund Eberhard hatte gesagt, man müsse sich einen Gipfel erarbeiten, erkämpfen. Er hatte auch noch viel von „ewigen Bergen“ und „Gipfelrast“ und anderen Fachbegriffen der montanen Literatur gesprochen, und in seinen Worten hatte es nur so vom Gipfelsturm, überhängenden Wäldern, weltverlassenen Höhen und unverfälschter Natur gerauscht. Mir lief es Schauern nach dem andern über den Rücken bei den Gedanken, endlich einmal so nahe dem jungfräulichen Busen der Natur zu sein.

In den Rucksack mußte ich vornehmlich Proviant tun. Ich fragte Eberhard, warum wir denn das Essen mitnehmen, wo da oben ein ganz nettes Wirtshaus sei.

„Wir sind dann unabhängig!“, meinte Eberhard, und dann mußte du bedenken, eine Hütte ist kein Grand-Hotel.“ Das gedachte ich einige Zeit und träumte schon von rauhen Holzknechten, Jägerburschen und von der Zivilisation vollkommen unbefleckten Sennerrinnen sowie den anderen Lieblingsgestalten gängiger Alpenromane. Wir brachen in aller Herrgottsfrühe auf. Das muß so sein, aber ich weiß nicht, warum man auf einen Berg nicht in gut ausgeschlafenen Zustand stei-

gen darf. In seinem Rucksack hatte Eberhard einfach alles drin und er erklärte mir, die meisten Unglücksfälle entstünden durch mangelhafte Ausrüstung.

Wir gingen einen hübschen Promenadenweg, der sich dadurch, daß er bergan führte, als schwindelerregendes Steiglein legitimierte. Hinter den Felsenecken lauerte nicht der Tod, sondern fröhlichen Bergsteiger, die damit ihrem Rucksack einen Sinn gebert wollten.

Unterwegs holte uns das Raupenauto ein. Drin saßen Leute, die wir mit keinem Blicke würdigten. Die Armen erkämpften sich eben kein Gipfelglück.

Auch sie sahen an uns vorbei, und das taten sie wohl aus Scham, weil sie sich die einsame Höhe für fünf Mark erkauften; so dachten wir.

Wir schwitzten und Eberhard nannte das „den Körper ordentlich durcharbeiten“. Ich arbeitete auch meine Jacke ordentlich durch. Wenn wir sonst spazierengingen, unterhielten wir uns immer miteinander. Heute verbat mir Eberhard das Sprechen. Beim Bergsteigen spricht man nicht, man läßt die Wunder der Bergwelt stumm und ergriffen auf sich wirken. Wir nahmen die Haltung von wetterharten Gesellen an. Gelegentlich sahen wir prüfend zum Himmel auf, denn wir wußten, daß der naturverbundene Bergfreund aus kleinen aufsteigenden Wölkchen einen Wettersturz erkennen kann. Bemerkten Sie wohl: „Wettersturz“, unten im Tal sagen wir Asphaltverwachsenen: es fängt an zu regnen.

Nach drei Stunden näherten wir uns der einsamen Höhe, die nicht schlecht durch ein hübsches Wirtshaus auf freundlichem Wiesenplan markiert war.

Einige hundert Ausflügler genossen mit uns die Weltabgeschiedenheit des Hochgebirges. Sie genossen es laut und durchdringend. Man konnte ihren Genuß bis tief ins Tal hinunter hören. Eberhard nannte mir alle die Gipfel in der Runde und er war sichtlich befriedigt, daß die Natur mit der aufgestellten Panoramastafel übereinstimmte. Eberhard freute sich auch sehr darüber, daß er verschiedene Kirchtürme sah. Eberhard sieht Kirchtürme so gern von oben.

Vor dem Gasthaus standen hübsch gedeckte Tische, aber wir durften nicht an ihnen Platz nehmen, weil wir unabhängig waren und es nicht gestattet war, die mitgebrachten Speisen an den gedeckten Tischen zu verzehren. Von fern sah ich, wie die Leute aus dem Raupenauto Nierenbraten mit Röstkartoffeln verzehrten. Alles ist eben sehr fern hier oben für den wetterharten Bergsteiger. Ich habe auch die Gefahren der Berge kennengelernt, denn beim Abstieg wurde ich fast von dem Raupenauto überfahren. Man sollte am Busen der Natur Verkehrsampeln anbringen. Foltzick

Bagatellen

Von Natatösser

Erst reißt das Korn, dann wird's zu Mehl,
damit als Brot es schließlich diene.

O Menschenkind, blüß' nicht so scheel:
du mußt durch Gottes Dreifachmaschine!

*

Kultur erfordert viel Geduld.
Bequemer lebt sich's mit dem Kult.

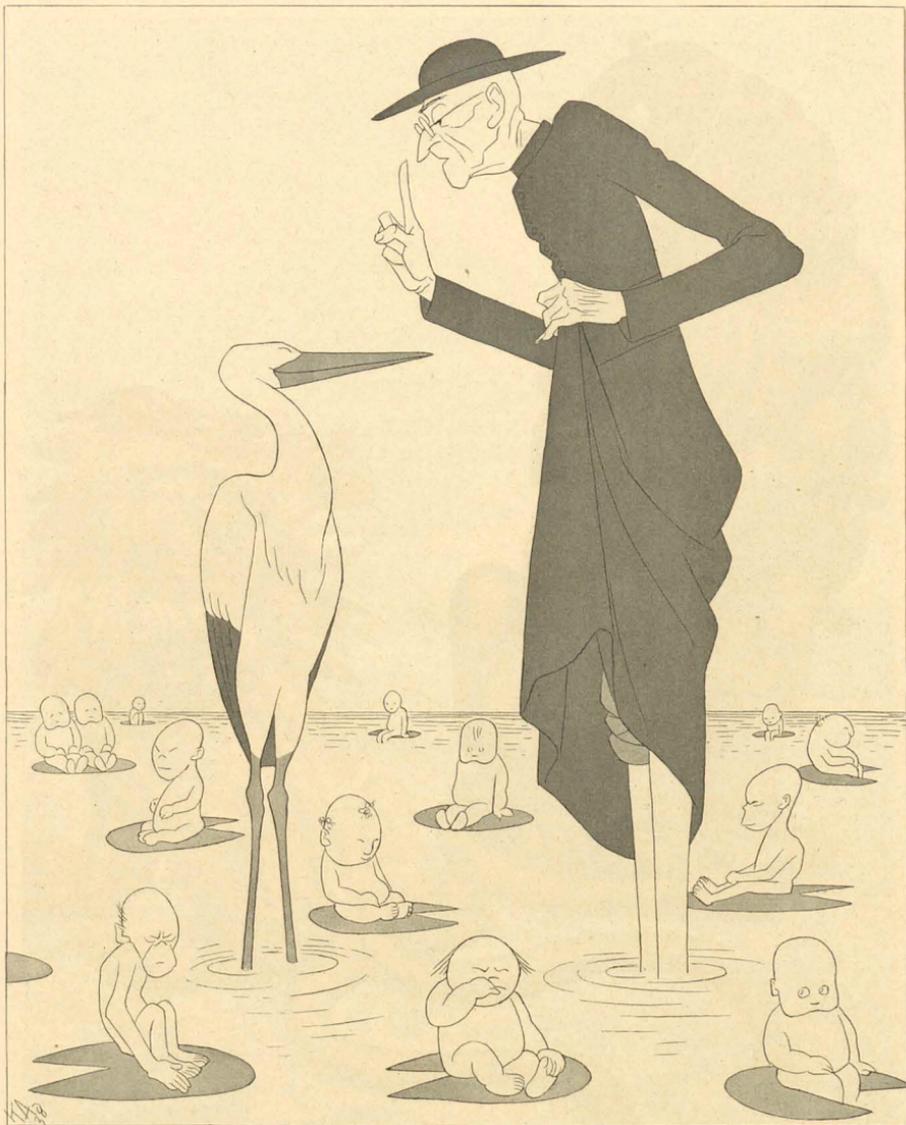
*

„Hart ist mein Lager wie ein Brett,
das mir vom Schicksal ward verliehen.
Kann ich ihm?“, stöhnst du, „nicht entfliehen?
Ach, wenn ich doch ein weich'res hätte!“

— Versuch's einmal, das alte Bett
mit frischem Kissen zu beziehen . . .

Der Vatikan löst die Rassenfrage

(Karl Arnold)



„Ohne Stammbäume liefern — nur der Glaube ist ausschlaggebend!“

Der britische und der tschechische Löwe

(Erich Schilling)



„Ich glaube, es war doch ein Fehler, so etwas groß zu ziehn!“

„Die Stilton-Bewegung“

Humoreske von Soya

Paerö, eine kleine, idyllische Insel, die sich lächelnd aus dem blauen Sund erhebt. Von der Größe einer Tönne und ohne Schiffsverbindung mit dem Festland, wurde sie damals von nur drei Menschen bewohnt.

Die Verhältnisse auf der Insel aber waren recht zufriedenstellende. Jedenfalls solange Mads Hansen dort allein mit seiner Familie — Frau und Tochter — hauste, den Acker bestellte und seine Kuh melkte. Bis eines Tages Mads Jensen, ein alter, ausgesiedelter Steuermann, auf der Bildfläche erschien.

Auch Jensen stammte von der Insel. Obwohl er sie schon in früher Kindheit verlassen hatte, erinnerte er sich ihrer schwach und dunkel, und sie erschien ihm als das Verlockendste, was ihm in seinem ereignisreichen Leben begegnet war. Und stets war es sein Traum gewesen, auf ihr einst seinen Lebensabend zu verbringen, und gar manchmal hatte er in den glühenden Tropen den Teufel angerufen, betritt ihm 30 Tage gegen einen einzigen kühlen Nebeltag daheim zu verkaufen.

Eines lauen Frühlingstages erschien also Mads Jensen bei Mads Hansen, um ein Stück Land, auf dem er sich ein Häuschen errichten wollte, einzuhandeln.

Hansens war über den unerwarteten Besuch im ersten Augenblick hoch erfreut. Erwarteten sie doch, daß der Fremde mit haarsträubenden Geschichten über Schiffbruch und Seeräubertum, über Trinkgelage in den Hafenkneipen und Liebesabenteuern auf Südeiseln ein wenig Abwechslung in die Einförmigkeit bringen würde. Auch kam Geld auf diese Weise ins Haus — gute, klingende Münze für ein Stück Land, das sonst zu bestellen, nicht lohnte. Und welche rosigen Zukunftsaussichten sich eröffneten. Die vielen Handwerker, die da kommen würden. Sie alle brauchten doch Eier, Butter und Milch. Hansen sah sich im Geiste schon als Jensens Hoflieferant und schätzte insgeheim dessen Rüstigkeit ab — mindestens 10 bis 20 Jahre würde der noch machen.

Frau Hansen und Tochter hegten ihrerseits ihre eigenen Pläne. Marie achtzehnjährig, war noch immer ohne Freier. Wie sollte sie auch auf einer Insel ohne Männer — und Frau Hansen äugte insgeheim auf Jensen und dachte bei sich: „Zwar ist er alt, doch hat er Geld und stirbt bald — das wäre nicht das Schlechteste“. Während Marie anderer Ansicht war: „Er ist zu alt für mich, und sein Gesicht blau aufgedunsen. Aber es kommen ja die Handwerker zur Insel und dann vielleicht...“

Leider aber erfüllten sich die gehegten Erwartungen der Familie Hansen in keiner Hinsicht.

Denn Jensen erwies sich als einseitig und verschlossen, ohne jeglichen Sinn, Schiffergeschichten zu erzählen. Und mit dem Augenblick als das Haus fertig war, wechselte kein Heller mehr aus seiner Tasche in die Hansens hinüber. Er kaufte von ihm weder Eier, Milch und Butter noch Fisch, obwohl man ihn niemals eine Angel oder ein Fischnetz anühren sah. Er lebte in der Hauptsache von Speck, derbem Roggenbrot, Bier und Brantwein. Auch Kaffee trank er zuweilen — freilich auf eine ganz unchristliche Art: nämlich ohne Milch. Einmal wöchentlich pflegte das Boot des Kaufmanns bei ihm anzulegen und dann wanderten jedesmal große Pakete zu ihm ins Haus.

Auch Frau Hansen und Marie wurden arg enttäuscht — Jede auf ihre eigene Art. Hatte Jensen auch einst auf gute Seemannsweise Sinn für achtzehnjährige Mädchen gehabt, so verschloß er sich jetzt in seinem Alter dieser Form von Spaß. Und was noch bedauerlicher war: die Handwerker, die nach Paerö herüberkamen, erwiesen sich durchweg alle samt als solide Ehe männer, die jeden Feierabend wieder nach Hause ruderten, ohne einen Blick auf Marie zu tun. —

Kurze Zeit, nachdem Jensen das Haus bezogen hatte, ereignete sich eines nachts das Traurige, daß Frau Hansen den Atem aufgab. Gewiß wäre sie wohl auch ohne Jensens Anwesenheit auf der Insel gestorben, doch Hansen erblickte darin höchst unglücklich einen tieferen Zusammenhang

Abreise aus den Bergen

(R. Kriesch)



„Ich hätte mir hier die Männer doch unwüchsiger vorgestellt.“
„Ja no, dös hätten's ins halt vorher sag'n müassen!“

Anspruchslose Gäste

(Wilhelm Schulz)



„Weeßte, Hein, meine Fremden aus Bayern haben keen Wort von mir verstanden, und ick keenes von ihnen — uff diese Weise haben wa uns ganze Abende lang unterhalten.“

DIE AMERIKANERIN

VON BASTIAN MÜLLER

Und wieder sang die Nachtigall...

Es war schon spät im Jahre, der Mai ging zu Ende. Wir hatte ich bloß das ganze Frühjahr über gemacht?

Ach, ich wußte es wohl. Tagüber hatte ich geschlafen und abends war ich dann bei Poppes gelandet. Wir hatten alle eine schlechte Zeit, Martin, Theo und ich. Wir mochten nichts mehr denken und tun, und abends in Poppes Schenke, sahen wir uns an und tranken und tranken schwelgend, Stunde um Stunde. Es war schon nicht mehr schön, wie heruntergekommen wir waren! Wir wußten es selber und es gab wahrhaftig Minuten, wo wir es nicht wagten, uns anzusehen. Tatsächlich, die Scham war noch nicht tot in uns. Martin aber war es, der uns immer wieder den Grund vor Augen brachte, aus dem wir alle so heruntergekommen waren. Wenn wir in solch einer Frühlingssnacht heimlichwankten, in unser wüsten und ödes Heim auf dem Hügel, dann lachte Martin so unerträglich so mit der ganzen Schärfe seiner siebenundzwanzig Jahre.

„Die Frauenzimmer!“ lachte er, und wenn es ganz schlimm war, dann spuckte er aus. Theo war unser Jüngster, er zählte eben zwanzig. Er war aber der Sohn eines Wirtes und konnte im meisten Verkehr sein. Nur wie es eigentlich bei ihm mit den Frauen war, das wußten wir nicht recht. Wir wußten nur die eine Geschichte, unser aller Geschichte; wir wußten nur von der Amerikanerin.

Ich selber hatte sie erlebt, vielleicht hatte sie mich am ärgsten getroffen, vielleicht aber kam ich auch am besten weg, wer konnte das sagen, man konnte nicht in die Herzen der Freunde sehen. Und sprechen mochte keiner davon. War auch nicht nötig, hatten wir doch alle genug vom Geschehen gesehen, um bescheid zu wissen. Ein Jahr nach uns waren uns drei Leim gegangen. Ich, der ich bald an der dreißig ging, zuerst. Zu meiner Schande muß ich es gestehen. Wir hatten uns im Winter aufgemacht in dieses kleine Dorf am Rande der Moore und waren voll großer Pläne und selbig im Glücke der Zukunft. Ein Jahr hatten wir uns geschworen — in einem Jahr wollten wir zurück in die Stadt und ein Werk vorzeigen, ein Werk, das uns mit einem Schlag zu gemachten Leuten machen würde. Wir wollten Ruhm und Ehre und bares Geld machen. Wir hatten die Wichtigkeit dieses Jahres wärend vieler Nächte besprochen und es rückte förmlich in uns, vor Ernst und ehernem Willen. Ein Jahr... Ach! Es würde nie mehr etwas werden mit diesem Jahr! Und kein Werk würde entstehen und aus uns nie etwas werden und kein Ruhm und kein bares Geld uns winken. Die Amerikanerin hatte alles zerstört, unser ganzes Leben, unsere Zukunft, unsere Ehre und unser Glück. Wir konnten nur noch trinkend den Morgen erleben und schlafend den grauen Tag verbringen. Das geringste Leid, was sie uns zugefügt hatte, war vielleicht noch, daß sie uns verleidet hatte, je wieder eine Frau anzusehen!

Sie war, als wir drei Wochen schon in unserem alten Hause auf dem Hügel hausten, dahergereist gekommen, direkt aus dem Westen der Staaten. Und sie hatte einen lila Mantel und einen lila Hut und lila Strümpfe an. Sie war die Tochter des Vorstehers und kam zu Besuch. Der Vorsteher aber war unser Wirtsherr. Wie konnte es da ausbleiben, daß wir zum Empfang eingeladen wurden. So eine Tochter, die Amerikanerin geworden war, mußte doch eine passende Gesellschaft haben. Und waren wir nicht die ausgewählte Gesellschaft für eine Tochter aus Amerika?

Wir wollten es ihr schon zeigen, daß auch wir die Welt kannten. Am ersten Abend holt ich meine Gitarre und spielte „Dinah, Sweet from Carolina“. Und Martin sprach Amerikanisch mit ihr. Und Theo machte sich die Geschichten seines Vaters, der als junger Mann Kellner in London und New York zu sitzen war, und was wir für Kerle waren. Sie aber lächelte sich am anderen

Tage die Fingernägel leicht violett und war uns himmelhoch überlegen.

Aber noch hatte sie uns nicht kennengelernt! Martin ließ neue Platten aus der Stadt kommen und wir gaben der Amerikanerin zu Ehren eine „party“. Es zeigte sich, daß wir die neuesten Riversongs besser kannten, als die Lady von drüben. Theo führte beim Händler eine amerikanische Sorte Tabak ein und wir rauchten in unseren Pfeifen nur noch „Old Virginia“.

Ach ja, das Leben auf dem platten Lande, es nahm uns allen ein bißchen den Verstand. Und waren wir nicht hundertmal kreuz und quer durch Amerika gereist? Hatten wir nicht mit dem klingenden Lohn für die unvergänglichen Werke dieses Jahres die endliche Erfüllung all dieser Träumereien beschlossen? Ja, wir wollten endlich in Wirklichkeit hinüber. Es war ein Fingerzeig des Schicksals, eine Ermahnung es ernst zu machen, daß wir in den ersten Wochen auf dem Lande die Amerikanerin trafen. Noch waren wir nicht recht zur Arbeit gekommen, wir kamen auch nicht recht dazu, so lange sie hier war. Aber wenn sie abgereist war, dann wollten wir beginnen, mit der ganzen Kraft; der Kraft, die von ihr ausging, und die sie wohl von Drüben mitgebracht hatte. Als sie eine Woche da war, wir schon zwei „partys“ mit ihr gefeiert hatten, schworen wir uns, sie nur platonisch zu lieben. Keiner sollte den anderen betrüben, keiner sollte dieses Glück zerstören. Wir wollten Männer sein und Freund! Ach... Nach weiteren drei Wochen reiste sie weiter in die Gegend und in die Stadt, zu ihren verheirateten Geschwistern und den Verwandten. Sie langweilte sich wohl jetzt auf dem platten Lande. Wir langweilten sie wohl. Jeder einzelne von uns hatte ihr wohl nichts Besonderes mehr zu bieten. Wir waren am Ende für sie doch wohl nur schaffe Windbeutel. Vielleicht hatte sie sich auch mit ihrem alten Vater gestritten. Wir wußten es nicht, wir wußten nichts mehr. Um uns war es geschehen.

Am Abend des Tages, da sie das Dorf verlassen hatte, ging jeder von uns aus; allein und ohne Gruß. Was sollten wir uns noch einen Gruß sagen, wir waren alle Feinde. Am Tage ging ich ja noch, da saß jeder in seiner Kammer und tat, als arbeite er. Aber am Abend konnten wir nicht mehr in unseren Kammern sitzen und Löcher in die weißen Papierbögen bohren. Am Abend war alles zu deutlich vor unseren Augen. Der eine horchte auf den anderen. Martin bog in die Rich-

tung nach Schwiwert, Theo ging nach Haar. Ich ging über den Berg nach Böttcher. Der Wirt sah mich wissend an. Das ganze Dorf wußte Bescheid. Auf dem Lande wußte jeder Bescheid um das, was bei dem anderen geschleht. Vielleicht war die Amerikanerin auch deshalb abgereist. Das Bier schmeckte bitter. Der Korn war schlecht. Dazu war es Anfang der Woche und keine Gesellschaft in den Kneipen. Um zwölf gähnte der Wirt und ich ging. Aber ich hatte keine Lust nach Hause zu gehen, die anderen waren vielleicht da, und ich mochte nicht mit ihnen unter einem Dache liegen. Außerdem hatte ich jetzt rechten Durst bekommen.

So machte ich mich auf nach Poppet. Diese Schenke lag am der Landstraße, auf der während der Nächte die Torfgespanne durch Nebel und Finsternis zur Stadt führen. Dort gab es fast die ganze Nacht etwas zu trinken. Ich trat ein und die anderen waren schon da. Sie sprachen miteinander und tranken Grog. Und ich trat hinzu und nickte, weil der Wirt doch wußte, daß wir zusammen gehörten.

„Komm“, sagte Martin, mit schon unsicherer Stimme, „komm, du Armer, du hast ja am längsten leiden müssen, du warst ja der erste, den sie sich nahm und wieder von sich stieß...“

„Schweig! um Gottes willen still!“ sagte ich noch einigermaßen nüchtern.

„Nicht!“ sagte Martin. „Dickie, ist es nicht so, sie taugen alle nichts die Frauen?“ sagte er zum Wirt. Wieviel hatte er denn schon getrunken?

„Ja“, sagte da Dickie, „stimmt! Boys“, sagte er „was wunder, auch er war Drüben gewesen, es gab ja kaum eine Familie im Moor, aus der er nicht einer Drüben war.“

„Boys“, sagte Dickie allwissend, nach Amerikaner Art, „sie hat sicher drüben nichts gehabt und wollte sich hier mal zeigen. Ich kenne das. Sie ist es nicht wert, über sie zu sagen.“

„Wollen wir gar nicht wissen!“ widersprach Theo. „Sie taugen alle nichts! Stimmt’s, Dickie?“

„Ja“, sagte der er und trank mit uns Bruderschaft. Wir blieben bis zum Morgen und es war zu dieser Zeit noch früh im Frühjahr, vor fünf wurde es nicht hell. Wir schlafen uns den nächsten Tag nicht richtig aus, weil wir jetzt trotzdem an unsere Arbeit wollten. Aber am Abend saßen wir wieder bei Dickie und tranken und den anderen Tag auch, und so war es denn geschehen. Wir kamen nicht mehr aus diesem Luderleben heraus.

Am den Tagen schien die Sonne, fiel der Aprilschnee, regnete es in Strömen. Wir sahen nicht viel davon. Des nachts war es sehr kalt, am Rande der Moore wollten die Nachfröste nicht aufhören. Wenn wir jetzt morgens nach Hause schauerten, lag ein Reif auf dem spärlichen Grün. Plötzlich aber, gegen Ende des Mai, wurde es über Nacht heiß und wir konnten unseren Durst kaum stillen. Es geschah uns zum erstenmal, daß Dickie uns gegen Morgen aus der Kneipe warf. „Ich muß Bohnen pflanzen“, sagte er. Was kümmernten uns seine Bohnen. Als wir aber über den Hügel sahen, war es so warm, daß wir uns verwundert ansahen.

„Ich leg mich hierhin und schlafe“, sagte Theo. Wir wollten ihn wieder aufheben, sanken aber neben ihn und blieben liegen. „Ach ja“, seufzten wir alle mit einmal und sahen, daß wir hinter einer Hecke lagen, in der Fliederbüsche standen, die wahrhaftig schon blühten. Da hub in der Hecke eine Nachtigall an zu schlagen.

Wie vom Blitze getroffen wurden wir wach. Und schon ging die Sonne auf und unsere Gesichter waren rot.

Wir sahen uns an und sahen all unsere Pläne vor unseren Augen. „Bezußungsmittel“, sagte Theo bitter, er war ja unser Jüngster. „Laßt uns nicht mehr an sie denken“, sagte Martin und reichte uns seine Zigaretten.

Und wir lagen da und sahen die Natur erwachen und fühlten wieder Jugend in uns. Und wieder sang die Nachtigall.

Abendfahrt

Von Oskar Wöhle

Nie noch war meines Lebens Kreis so wunderrund und groß.

Die Kette fährt, ich made leis den dunklen Weibling los.

Das Ruder plätschert in der Flut, der Strom bringt mich in Schwung. O Klein, wie tut dein Nausen gut im Xbin der Dämmerung.

Der Wind ein Lied herbüberträgt. Das ist ein junger Mund, der singend Bräutigaben schlägt. Jetzt kommt die Sternensund.

Ich frage nicht, wie spät mag sein? Im Xbin schwimmt groß der Mond. Ich treibe in sein Gold hinein. Ich weiß, die Keiße lohnt!

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

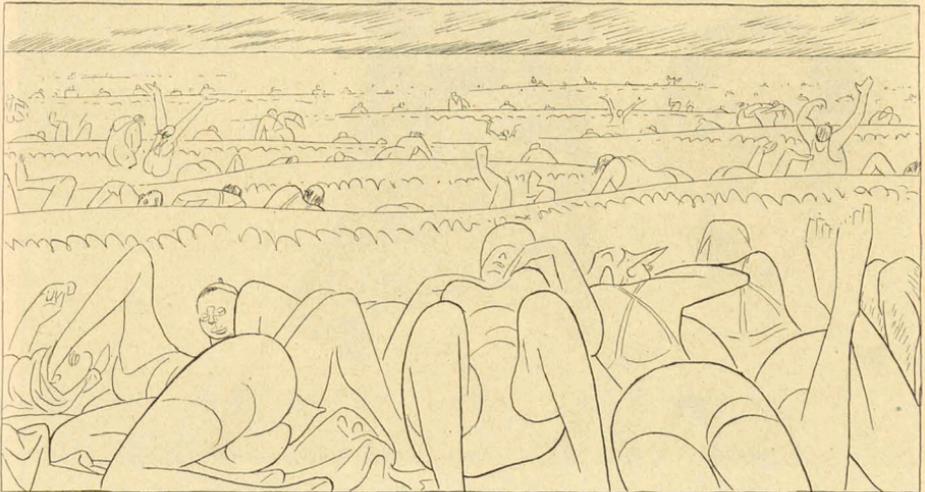
Veranstaltungsschriftleiter: Walter Foltz, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverläge und Postanstalten entgegen. Bezugspreis: Einzelnummer 10 Pf.; Abonnements im Vierteljahr RM. 3,10. Anzeigenpreis pro Zeile und Woche ab 1. 1937: D. A. II. V. 31. Unverlangte Einsendungen werden nicht zurückgeschickt. Nachdruck verboten. — ANSCHRIFF FÜR SCHRIFTLEITUNG und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1236. Postcheckkonto München 5920. Erfüllungsort München.

Fortschritt

(O. Gulbransson)



Als Herr Meier zum erstenmal an den einsamen Strand von Gustavssoog kam . . .



. . . und als sich die Einsamkeit herumgesprochen hatte!

Im Blickfeld

(K. Heiligenstaedt)



„Diese Männer — sie wissen doch nun schon, wie eine Frau aussieht!“
„Ja — ja — aber sie können's anscheinend noch immer nicht glauben!“